

Kranebitter erläutert die Verteidigungsstrategien der Erfindung von unbekanntem Dritten namens „Mitzi“, „Franzl“ oder „Gustl“ anhand anschaulicher Beispiele. Daran erkennt man, dass sich Marie Jahoda diesbezüglich auf bekanntem Terrain bewegt hat. Interessant ist die vom Autor herausgearbeitete Geschlechterdimension dieser Strategien: während sich Männer den Habitus unpolitischer Techniker gaben, nutzten weibliche Angeklagte das bestehende Geschlechtsstereotyps des „ungefährlichen und unpolitischen Geschlechts“.

Unter dem Titel „Schobers Kinder“ gibt Kranebitter zudem einen Überblick über das Personal von Justiz und Polizei, teilweise mit deren Nachkriegskarrieren. Die Schätzungen der illegalen Nationalsozialisten in der Polizei des Ständestaats belaufen sich auf etwa 60 Prozent. 85 Prozent der aus Österreich stammenden Gestapoangehörigen kamen aus dem Polizeidienst. Die Präventivmaßnahmen des Staatsapparats bezeichnet Kranebitter als Bürgerkrieg mit anderen Mitteln.

In einem Epilog geht Kranebitter schließlich auf die nicht minder interessante Frage ein, inwiefern SozialdemokratInnen sich als für die Illegalität unbrauchbar erwiesen hatten und inwieweit sich dieses Phänomen nach 1945 mit umgekehrten Vorzeichen wiederholte: die nunmehr staatstragenden und -aufbauenden SozialdemokratInnen waren an der Rückholung der ehemals Illegalen aus der Emigration, darunter auch Marie Jahoda, wenig bis gar nicht interessiert.

Der dritte Teil des Buches („Politisch engagiert, am Beispiel Marie Jahodas“) behandelt gemäß seinem Untertitel die „Entwicklung einer Weltsicht und Formen von Aktivismus in drei politischen Kulturen“. Christian Fleck, Fellow am IHS, will darin – nach eigenem Bekunden – „das Leben Jahodas unter dem Gesichtspunkt ihrer politischen Aktivitäten“ vorgestellt wissen und es soll „in Ansehung der Fülle des Engagements die systematische Frage diskutiert werden, was denn mit dem Ausdruck ‚politisch engagiert‘ gemeint sein kann“. Er wählt aus den Zeugnissen von und über Jahoda jene aus, die für politisches Engagement sprechen und versucht diese in einen größeren Zusammenhang einer allgemeinen Theorie zu stellen. Insoweit bleibt manches notgedrungen spekulativ und der Text fällt nach der Lektüre des mitreißenden Beitrags von Andreas Kranebitter einigermaßen ab. An der Politikwissenschaft Interessierte werden aber auch diesen Beitrag mit Gewinn lesen.

Insgesamt liefert der vierte Band der Marie-Jahoda-Ausgabe nicht nur ein lebendiges und vielgestaltiges Bild der Mitautorin der „Arbeitslosen von Marienthal“, sondern auch ein anschauliches Bild des Repressionssystems des Austrofaschismus. Die Publikation ist für historisch und politisch Interessierte sehr zu empfehlen.

RUDOLF MÜLLER

Ernst Strouhal: Vier Schwestern. Fernes Wien, fremde Welt. Wien, Paul Zsolnay Verlag 2022., 416 S., 29,50 Euro

Moriz Benedikt (1849–1920) war ein mächtiger Mann. Seit 1880 war er Mitherausgeber und dann Eigentümer der *Neuen Freien Presse*, die sich unter seiner Herrschaft zur einflussreichsten Zeitung der Donaumonarchie entwickelte. Der despotische Tyrann war auch ein reicher Mann, und der ältere der beiden Söhne, Karl (1877–1905), war sadistisch geprägt zum Nachfolger bestimmt. Karl widersetzte sich, wollte lieber zum Theater und starb völlig überraschend auf seiner Hochzeitsreise. Es lag nun am jüngeren Bruder Ernst (1882–1973), der, gegen seinen Willen, ab 1920 das schwierige Erbe zu übernehmen hatte.

In der Himmelstraße in Grinzing, Villa „Himmel 55“, schuf sich Ernst Benedikt mit seiner Frau Irma (1879–1969) ein kulturverliehtes Privatimperium, mit vielen Hausangestellten und Chauffeur, in dem vier Töchter kleinlich und sparsam großgezogen wurden. Gerda (1915–1970), Friedl (1916–1953), Ilse (1918–1969) und Susanne (1923–2014), die in intensiver Schwesternliebe geeint – ein möglicher Bruder ist inmitten der Dynamik schwer vorstellbar – gespielt und gestritten haben, die in „Schwesternsehnsucht“ lebenslang in Verbindung blieben, trotz der je unterschiedlichen Lebensentwürfe. Die jüdische Herkunft spielte keine Rolle, bis Hitler die Familie zu Juden machte, sie enteignete, die Villa arisierte und sie alle vertrieb – nach Paris, New York, Zürich, London und Stockholm. Ilse ist die einzige, die unmittelbar nach dem Krieg nach Wien zurückkehrte.

Ilse ist die Mutter des Autors, dem mit diesem, mit *seinem* Buch etwas Außergewöhnliches gelungen ist. Einerseits rekonstruiert Ernst Strouhal berührend, einfühlsam einen aufregenden Familienroman, der doch auch sein eigener ist. Selten lässt er seine Involvierung aufblitzen, wenn etwa der neunjährige Ernst (noch) über das Gelächter rätselt, als die

älteste Schwester Gerda bei Ilse in Wien zu Besuch war und meinte „alles hat sich immer um die Zeitung gedreht – die Scheiß Zeitung“ und die Mutter lachend antwortete: „Scheiß-Inquart, Scheiß-Zeitung, Scheiß-Zeit“.

Andererseits ist die Rekonstruktion an sich beachtlich, dass der Autor in der Fülle des Materials nicht unterging. Die Qual der Auswahl ist förmlich zu spüren, denn die Benedikts waren eine schreibende Familie, die zigtausende Seiten an Briefen, Tagebüchern, Notizen, Artikeln, Broschüren, Romanen hinterließen. Strouhals Zurückhaltung ist verständlich, trotzdem wäre es interessant, mehr über den dynamischen Prozess zu erfahren, der „seiner biographischen Wahrheit“ zugrunde lag. Vielleicht in der zweiten Auflage.

Die Lektüre des Buches ist ein Erlebnis. Strouhal gelingt, es die Briefstellerinnen zu bändigen, indem er die sorgsam ausgewählten Passagen kontextualisiert und damit ein einzigartiges Familiendrama offenlegt, das von den vier Schwestern selbstbewusst gelebt und beschrieben wurde.

Gerda, die älteste der Schwestern, lebte Freiheiten vor – wollte schon als 16-Jährige Künstlerin werden, verließ das Gymnasium und wurde zu einer Art Sekretärin des Vaters. Früh schrieb sie erste Erzählungen, blieb jedoch noch ohne Orientierung. Es folgten zahlreiche Liebhaber, Streit und elterliche Ohrfeigen, worauf sie in Verbannung zur jüngeren Schwester Friedl nach London geschickt wurde. Dort lernte sie ihren späteren Mann kennen, mit dem sie 1939 nach New York emigrierte. Er wurde Psychoanalytiker, Gerda übernahm Übersetzungsaufträge, machte selbst eine Psychoanalyse und entwickelte sich zu einer schreibenden und malenden Sozialarbeiterin.

Friedl, die wie Gerda das Gymnasium frühzeitig verließ, wollte Schauspielerin werden, war bald verheiratet und geschieden. In unmittelbarer Himmelnachbarschaft wohnte Elias Canetti mit seiner Frau Veza, der ihr hörig geliebter Schreib-Lehrer werden sollte. „Ich möchte so schrecklich gerne genau so werden wie Du willst“, schrieb sie in einem der rund 1500 erhaltenen Briefe an den „Menschenfresser“ Canetti. Schon vor dem „Anschluss“ im März 1938 ist Friedl viel auf Reisen, ließ sich in London nieder und machte sich einen Namen als englische Autorin und Schriftstellerin Anna Sebastian. Erstaunlich die Lebensenergie und der Tatendrang, der allen Schwestern eigen ist und von Friedl auf den Punkt beschrieben wird: „[...] es ist

mir ein ungeheures Bedürfnis aus dieser Zeit, aus dieser Emigrantenzzeit etwas Ordentliches, Anständiges zu machen und besonders erfolgreich zu sein.“

Schwester Ilse maturierte 1936 und inskribierte Medizin. Politisiert durch die Ereignisse im Februar 1934 – eine „Radikalisierung ohne Umwege“ – engagierte sie sich im illegalen kommunistischen Roten Studentenverband. Zehn Tage nach dem „Einmarsch“ saß sie im Zug nach Zürich, wo sie ihr Medizinstudium fortsetzte und 1942 beenden wird. Ihre politischen Aktivitäten fanden naturgemäß in den Briefen keine Erwähnung. Sie leitete die kommunistische Fraktion in der *Bewegung Freies Österreich* und war für einige Genossen illegale Anlaufstelle, wie etwa für Theodor („Turl“) Maller und den bewunderten Alfred Klahr, mit dem sie weiter in Briefkontakt blieb (drei Briefe sind im Buch abgedruckt). Nach dem Krieg wird sie als einzige der Schwestern nach Wien zurückkehren, in den Goethehof ziehen und ebendort eine Praxis eröffnen. In der KPÖ fand Ilse mit ihrem Mann Emil Huk eine soziale und politische Heimat, um im nachfaschistischen Wien bestehen zu können. Allein die Lektüre des Abschnitts über ihren Kampf um die Rückstellung der arisierten Villa, der sechs quälende Jahre andauerte, ist mehr als beklemmend. Ilse war mit Leib und Seele Ärztin, schreibende Ärztin, die neben einer Aufklärungsbroschüre, ein Theaterstück und Gedichte verfasste.

Die jüngste Schwester Susanne wurde nach Abschluss der vierten Klasse Gymnasium von einer Tante im Sommer 1938 aus Wien abgeholt und nach Helsinki gebracht. Erst Ende 1940 wird sie wieder mit den Eltern in Stockholm zusammentreffen, wo sie 1942 maturierte und die Laufbahn zur Journalistin einschlug. Über den *Daily Telegraph* und CBS landete sie beim antikommunistischen Sender *Radio Free Europe* (ab 1952 in Paris) und damit quasi auf der Gegenseite der kommunistischen Schwester Ilse. Susanne überlebte die Schwestern um Jahrzehnte und war somit die einzige aus dem Familienverband, mit der der Autor eine erwachsene Begegnung erleben durfte.

Im Jahre 1963 kehrten die Eltern Benedikt aus Schweden zurück nach Wien und lebten – das Ersparte war aufgebraucht – in bescheidenen Verhältnissen. Der Vater Ernst machte weiter, was er am besten konnte: er schrieb und schrieb. Zeitungsartikel, Gedichte, historische Dramen über Perikles oder Grillparzer

und Biographien über Napoleon, Alexander den Großen oder Don Quichote, die er seiner Frau Irma diktierte. Die letzten Jahre verbrachte er allein im Altersheim für Künstler in Baden bei Wien.

Strouhals Buch ist voller eindrücklicher schriftlicher Erlebnisberichte, Erinnerungen, Visionen, Klagen, Liebesbeteuerungen usw., und nicht nur einmal regt sich das Bedürfnis, doch das ungekürzte Schreiben lesen zu können. Etwa das einzigartige Dokument aus der Feder des Vaters, Ernst Benedikt, nachdem er am Tag des Novemberpogroms, am 10. November 1938, aus der Himmelstraße abgeholt und fünf Tage inhaftiert wurde. Seine Entwürdigung, Misshandlung, Traumatisierung beschrieb er in einem fast fünfzig Seiten (!) langen Brief (er wird ausführlich zitiert) an seine Töchter. Er fand eine Sprache für die „Bruchstelle in der Geschichte der Familie Benedikt.“ Eine Bruchstelle, die das schwesterliche Sehnsuchts-Quartett mit ihrer einzigartigen Korrespondenz zu überbrücken imstande war, denn nach der Vertreibung waren die vier Schwestern nie wieder gemeinsam zusammengetroffen. Strouhal lässt uns durch seine empathische historisch und redaktionelle Arbeit an diesem außergewöhnlichen Brückenschlag teilhaben, wie die vier vertriebenen Frauen schriftlich vereint blieben, die in den historischen Tragödien nicht untergingen, sondern selbstbewusst jede für sich, mit trotzigem Elan, eine eigene Karriere arbeiteten.

KARL FALLEND

Karl Wimmeler: Kein Spiel. Als Österreichischer Linker in den 1970er-Jahren. Wien: Promedia 2022, 176 S., 22 Euro

Mit der Schilderung der eigenen Generation ist es möglich, sogar den Literaturnobelpreis zu gewinnen. Annie Ernaux, die Preisträgerin dieses Jahres, hat viele schmale Bücher vorgelegt, aber eigentlich nur eine einzige Geschichte geschrieben: ihre Geschichte und die ihrer Familie und dabei auch einen scharfen Blick für das soziale und politische Geschehen entwickelt.

Bildungsbiographien haben etwas Anregendes und erlauben, das eigene Leben mit dem Geschilderten zu vergleichen. Es mag vermessen sein, Annie Ernaux und Karl Wimmeler in einem Atemzug zu nennen, denn sie trennen doch Welten: sie Schriftstellerin, er Historiker und Geschichtsarbeiter. Und doch gibt es Verbindendes: Beide hat die Entwicklung politisch nach links getrieben, sie lenken

unseren Blick auf die 1960er und 1970er Jahre. Trotz oder wegen vieler Umbrüche, Verwerfungen, einem vorläufigen Ende der Geschichte, was sich bloß als ein Atemholen des Kapitalismus entpuppte, blieben sie ihrer Haltung treu. Nicht dazugehören zur besseren Gesellschaft, großgeworden mit einem Abort, einem Plumpsklo, das ist der Ausgangspunkt. Karl Wimmeler beginnt seine Geschichte mit dem Titel „Das Plumpsklo im globalen Dorf“. In den Erzählungen von Annie Ernaux ist derselbe Abort ein Fixpunkt, der sowohl in den Romanen „Der Platz“, „Das andere Mädchen“, „Die Jahre“, „Das Ereignis“ und „Die Scham“ erwähnt wird. Während Ernaux ihre Entwicklung und ihren Körper analysiert, gerät das Persönliche bei Wimmeler etwas kurz. So würden etwa die Familienverhältnisse ebenso stärker interessieren wie die Benennung der eigenen politischen Zugehörigkeit. So wird zwar vom *Kommunistischen Bund* gesprochen, aber erst später erläutert, dass dies die „Maoisten“ waren.

Wimmlers Buch ist spannend zu lesen, weil die Geschichte und die Ereignisse aus einer Perspektive betrachtet und beschrieben werden – der Autor würde Wert legen auf: „analysiert“ werden. Alles wird wider den Strich und die öffentliche und veröffentlichte Meinung gebürstet. Dies passiert mit einer emotionalen Grundhaltung, der die Wut anzumerken ist und die einem aus vielen Sätzen entgegenspringt. Dies ist dem Autor wohl auch selbst aufgefallen, denn er zitiert gegen Ende des Buches quasi als Entschuldigung oder Erklärung den Beginn von Homers „Ilias“, wo es heißt: „Singe den Zorn“. Ausgehend davon entwickelt Wimmeler sein Credo: „Die Vernunft kann sich mit größerer Wucht dem Bösen entgegenstellen, wenn der Zorn ihr dienstbar zu Hand ist.“ Angesichts der Ungerechtigkeit der Welt ist Zorn verständlich, er führt aber dazu, dass oftmals „Dampfplauderer“ am Werk sind oder einfach nur „gequasselt“ wird. Die feine Klinge ist nicht Wimmlers Instrument, er präferiert eher den Schlaghammer, was die Lektüre des Buches erschwert.

Ein Problem, das mich als Leser zuweilen beschlich, ist die Herkunft mancher unausgewiesener Zitate, denn wie heißt es so schön: Glauben ist gut, aber Wissen ist besser. Auch ist bei mir der Eindruck entstanden, dass mit anderen scharf bis zu Verächtlichmachung ins Gericht gegangen wird und sich dabei so genannte Lieblingsfeinde wie zum Beispiel Hans Rauscher, Otto Schulmeister